



Sabine Seichter

Erziehung an der Mutterbrust

Eine kritische Kulturgeschichte
des Stillens

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Seichter, Erziehung an der Mutterbrust, ISBN 978-3-7799-4281-8

© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4281-8>

„Stillprämien“ finanziell angeworben, ihre überschüssige Milch abzupumpen und anderen Säuglingen zur Verfügung zu stellen. War die Aufforderung zum mütterlichen Selbststillen im NS-Staat anfänglich vor allem aus ideologischen und rassepolitischen Gründen erfolgt, so fungierte das Stillgebot mit Fortschreiten des Krieges und der Zunahme eklatanter Versorgungslücken später vor allem zur schlichten Sicherung des Überlebens.

8.3 Die (Still-)Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in der BRD

8.3.1 Stillen nach Takt

Zwar war schon bald nach Kriegsende und dann vor allem von den 1950er Jahren an die Nahrungsversorgung im westlichen Teil Deutschlands gesichert – auch für künstliche Säuglingsnahrung war gut gesorgt –, blieb das mütterliche Stillen dennoch weiterhin die Norm, und die Muttermilch galt nicht nur als die beste, sondern – wie gewohnt – auch als die „natürlichste“ Nahrung für das Baby. Überall dort, wo die „künstliche“ Nahrung erläutert und in ihrer Aufbereitung und Verabreichung in Erziehungsratgebern und wissenschaftlichen Abhandlungen erklärt wurde, wird man den Eindruck nicht los, als erfolgte das auf so umständliche und unverständliche Weise, dass es auf die Mütter bewusst abschreckend wirken sollte. War die Mutter vom Selbststillen noch nicht ganz überzeugt, dann wurde sie es spätestens nach der Lektüre der entsprechenden Passagen in Ratgebern und Handreichungen.

Doch ein Blick auf die Stillquoten zwischen den 50er und 70er Jahren kann zeigen – auch wenn es keine genauen und schon gar keine übereinstimmenden Angaben dazu gibt –, dass die Flaschenernährung nach den Notzeiten des Krieges kontinuierlich zunahm. Dafür war die Erfindung und industrielle Herstellung der „adaptierten Säuglingsmilch“ verantwortlich. Diese war eine in Fett- und Nährstoffgehalt an die Frauenmilch angegliche Kuhmilch und sorgte für eine von Risiken und Nebenwirkungen möglichst freie Ernährung des Säuglings abseits der mütterlichen Brust. Als Zeichen des Fortschritts allgemein, aber auch als Zeichen des Fortschritts einer einzelnen Familie griff man in den Jahren des Wirtschaftswachstums häufiger zum Fläschchen. Dieser Realität ungeachtet, erfolgte die Stillpropaganda unvermindert weiter. Dabei hat man – bis heute – den Eindruck, je mehr sich die künstliche Säuglingsmilch an das natürliche Vorbild der Frauenmilch angleichen konnte und je größer damit der Absatzmarkt für jene künstlichen Ersatznahrungsprodukte wurde, desto stärker und normativer wurde der Diskurs über das Stillen auf politischer Ebene und in Erziehungsratgebern geführt.

Weder für den Fortbestand der stark normativen Auffassung vom mütterlichen Selbststillen noch für den stark distanzierten Umgang zwischen Mutter und Kind in Pflege und Erziehung bedeutete das Ende des Dritten Reiches eine radikale Zäsur. Beide (Erziehungs-)Vorstellungen hielten sich hartnäckig weiter; sie wurden weder reformiert noch abgelegt. Strenge, Härte und Disziplin waren offenbar nicht (nur) rein nationalsozialistische Forderungen, sondern sie prägten auch im demokratischen Westdeutschland den Erziehungsalltag bis (teilweise noch) in die 1980er Jahre hinein. Während die Wirtschaft im westlichen Nachkriegsdeutschland von Wandel und Dynamik geprägt war, herrschte auf dem Feld der Erziehung eher Stillstand und Statik. Konsequenterweise wurde das Ideal der Frau als Ehefrau und Mutter restauriert und neu aufgerichtet. Mutterschaft präsentierte sich erneut als der wichtigste, erfüllendste und vor allem „natürlichste“ Beruf der Frau. Erwerbstätigkeit sollte die Ausnahme und nicht die Regel sein. Unbemerkt erlebte das Rollenbild der Frau einen gewaltigen Rückschritt und einen Verlust der Anfang des 20. Jahrhunderts beginnenden – dann durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochenen – Emanzipation der Frau.

Einerseits wollte man einen politischen Neuanfang, andererseits hielt man in puncto Erziehung und familiären Rollenbildern am Alten fest. Wie sonst ließe sich die Verbreitung und der anhaltende Erfolg des Erziehungsratgebers der Ärztin Johanna Haarer erklären, welcher zu NS-Zeiten reißende Absatzzahlen erreicht hatte und sich noch bis Ende des Jahres 1987 großer Beliebtheit erfreute und weiterhin einen gewaltigen Leserkreis fand? Und das bei fast gleichbleibendem Inhalt und gleichbleibender Aussagekraft. Zwar verschwand – wie schon gesagt – im Titel das Adjektiv „deutsch“, doch auch unter dem Namen „Die Mutter und ihr erstes Kind“ war der strenge und reglementierende Ton der ratgebenden Expertin gegenüber der ratsuchenden Mutter unverkennbar und unüberhörbar (s. dazu auch Benz 1988).

Nicht etwa, dass Haarers Buch quasi als Überbleibsel aus der NS-Zeit unbemerkt in den Wohnzimmern und Bücherregalen der Nachkriegszeit stehen geblieben war, sondern der Ratgeber wurde weiterhin von vielen werdenden Müttern neu gekauft und aufmerksam gelesen. Haarer und ihr autoritärer Erziehungsstil lenkte und prägte also nicht nur eine, sondern mindestens zwei bis drei Generationen. Wie hätte sich also bei dieser Kontinuität ein Wechsel in Einstellung, Verhalten und Umgang zwischen Mutter und Kind einstellen sollen?

In ihrer Studie „Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen“ (2009) hat die Historikerin Miriam Gebhardt anhand von Tagebuchausschnitten eindrücklich aufgezeigt, welches funktionale und funktionalisierte Erziehungsverständnis in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Familien nach wie vor herrschte und wie stark die Erziehung weniger von sensibler Intuition als vielmehr von rigiden Anweisungen von Seiten der Erziehungsratgeber oder

der Ärzte bestimmt war. Dabei hebt Gebhardt hervor, wie „kommandomäßig“ die Ratgebenden mit ihrer ratsuchenden Klientel umgehen und, statt ihnen Selbstständigkeit und Eigenverantwortung im Umgang mit ihren Kindern zuzutrauen, ihnen Vorschriften in detail machen und so gut wie keinen eigenen Handlungsspielraum zubilligen.

Die Meinung der Ratgeber, die Mutter habe ihren Ratschlägen strikt zu folgen, spiegelt in gewisser Hinsicht die gesellschaftliche Stellung der Frau wider. Ruft man sich in Erinnerung, dass noch bis 1957 für das öffentliche sowie für das private Leben der Frau der „Gehorsamsparagraph“ galt, durch welchen die Dominanz über die Frau (durch den eigenen Ehemann) gesetzlich geregelt war, muss man mit Recht fragen, ob und inwieweit die Anweisungen für das mütterliche Verhalten auch zugunsten der Mutter selbst verstanden werden konnten.

Ähnlich wie die Instruktionen an die Mütter folgte – beinahe selbstredend – auch die Ernährung des Säuglings nach wie vor einem straff regulierten und standardisierten Zeit- und Mengenplan. Aufgrund der weit verbreiteten Ansicht, dass dem Neugeborenen noch keine eigene Individualität innewohne, sondern dieses als ein „asoziales“ Trieb- und Affektwesen ohne Bewusstsein und ohne eigenen Willen, ohne Emotionen und ohne Gefühle anzusehen wäre, wurden individuelle Bedürfnisse und Wünsche auch hinsichtlich der frühkindlichen Ernährung missachtet. Wie anders könnte man erklären, dass man das Neugeborene zwölf Stunden nach der Geburt „hungern“ und ihm in dieser Zeit jegliche Nahrung verweigern sollte? (s. dazu Bundesamt der Deutschen Staatsbeamten 1956)

Das einzelne Kind – das Neutrum des Wortes „Kind“ drückt es schon aus – wurde als Objekt betrachtet und „der Säugling“ folglich einheitlich und nach Plan – quasi ohne Ansehung der Person – ernährt und erzogen. Daran wurde deutlich, wie früh sich gesellschaftliche Sichtweisen von Erziehung in den kindlichen Körper „einschreiben“ und das Stillen ein signifikanter Ausdruck dieser Einstellung wird. Für ein Stillen nach Bedarf konnte und sollte auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch lange kein Platz sein. Eine strenge und rigide Einhaltung von Stillzeiten spiegelte exemplarisch die erneuerten (alten) bürgerlichen Tugenden des westlichen Nachkriegsdeutschlands wider: Pünktlichkeit und Ordnung. Von dem planmäßigen und dosierten Einsaugen der Muttermilch erhoffte man sich die früheste Ausrüstung für das spätere Leben und die elementarste Vorbereitung auf einen pflichtbewussten Lebensalltag: Was (Kleinst-)Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Die auf die Eltern, vor allem aber auf die Mütter, mächtig einwirkende Ratgeberliteratur zweifelte stark an der pädagogischen Kompetenz der Eltern und warnte eindringlich vor irreparablen Erziehungsfehlern, die durch Unkenntnis und Unwissen der Mutter bereits in den allerfrühesten Tagen pas-

sieren und im Laufe der kindlichen Entwicklung nicht mehr rückgängig gemacht werden könnten. Der Erziehungsalltag der Mutter sollte daher weniger ein emotionaler und liebevoller sein, als vielmehr von Experten angeleitet und vorgeschrieben werden. Vor allem von vermeintlich gut gemeinten Ratschlägen von Verwandten und Freunden sollte sich die junge Mutter fernhalten. Diese wären für eine erfolgreiche Erziehung kontraproduktiv und würden der guten Absicht der Erziehungsratgeber oft zuwider laufen; auf familiäre Erfahrungen sei grundsätzlich wenig Verlass.

So rät das 1956 vom Bundesamt der deutschen Standesbeamten e.V. herausgegebene „Hausbuch für die deutsche Familie“, in der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes von Besuchen ganz abzusehen; diese würden die junge Mutter und das Kind überfordern und durch unqualifizierte Meinungen nur verunsichern. Der Mediziner W. Spranger warnt entsprechend: „Da ist auch noch einiges über den Besuch der Onkel und Tanten, die das Kind einmal sehen wollen, zu sagen. Solche Besuche bringen nur zu leicht viele unnötige Keime, die Schnupfen und Katarrhe erzeugen, in die Umgebung des Säuglings, und durch die vielen, vielleicht gutgemeinten, Ratschläge Unruhe ins Kinderzimmer. Die Mutter bekommt oft so viel zu hören, dass sie diese ‚Weisheiten‘ ganz wirr machen. [...] Die Mutter sollte deshalb nur auf das hören, was sie aus guten Kinderbüchern, durch einen Säuglingskurs, eine Kinderpflegerin oder durch einen Arzt gelernt hat.“ (Bundesamt der Deutschen Staatsbeamten 1956, S. 71)

Neben dem Fernhalten familiärer Ratschläge sticht noch ein anderer Aspekt hervor und prägt die Erziehungsratgeber bis in die 1980er Jahre durchgängig: peinliche Hygiene und absolute Sauberkeit. Die Versorgung des Säuglings hat – so mutet es an – ein hoch steriler Vorgang zu sein; im Kinderzimmer dürfen sich keinerlei Keime von der Außenwelt aufhalten. Genauso wie die Frau als ordentliche Hausfrau die Wohnung sauber und rein zu halten hat, muss auch die kindliche Erziehung strengsten Sauberkeitsvorschriften folgen und in deren Glanze erstrahlen. Schon die kleinste Unsauberkeit scheint für das Kind tödlich zu sein.

Ähnlich kritisch äußert sich die Ratgeberliteratur der westdeutschen Nachkriegszeit zum emotionalen Umgang zwischen Mutter und Kind. Hatte der Haarer-Erziehungsratgeber in der NS-Zeit auf ein sehr distanziertes Verhältnis Wert gelegt, so bleibt diese Einstellung auch nach Ende des Zweiten Weltkrieges weiterhin gültig. Die Mutter dürfe sich unter keinen Umständen durch das Schreien des Kindes beunruhigen oder gar von ihnen tyrannisieren lassen; denn meistens bestehe für dieses Schreien gar kein ernster Grund und es bedürfe deshalb keiner „außerplanmäßigen Zuwendung“. Die mütterliche Zuwendung habe sich auf das Baden, das Wickeln, das An- und Ausziehen, das Nähren und das Zubettbringen des Kindes zu beschränken. Ein darüber hinausgehender Kontakt zwischen Mutter und Kind wäre wenig sinnvoll.

Die These, das Kind benötige über diese eher technischen Versorgungen hinaus keinerlei weitere Bindung und Liebe, war geradezu exemplarisch für die „rationale“ Erziehungsauffassung der Nachkriegszeit. Gutes Muttersein und mütterliche Sorge erwiesen sich weniger in der Interaktion und dialogischen Kommunikation mit ihrem Kind als in der instrumentell-mechanischen Einhaltung von Pflegeregeln, Hygienevorschriften und Stillzeiten (s. dazu Hungerland 2003).

8.3.2 Erneut Unerhörtes: Hauptsache Liebe

Wie schon angedeutet, hatte Sigmund Freud bereits Jahrzehnte zuvor das triebgedingte Innere des Menschen aufgedeckt und damit Gefühle, Emotionen und Affekte als allgemeine Struktur der Persönlichkeit gedeutet; aber diese Sichtweise auf den Menschen, vor allem auf den Säugling, blieb im allgemeinen Bewusstsein und im alltäglichen Handeln lange Zeit unbeachtet und unerhört. Der „deutsche“ Blick richtete sich auf das Kind als ein Objekt, welches weniger geliebt als gepflegt und gewartet werden musste. Parallel zu den stark autoritären Erziehungsvorstellungen der 1950er Jahre gab es jedoch auch Stimmen, die das Kind nicht wie eine Apparatur betrachteten und den Umgang zwischen Mutter und Kind nicht auf das reine Funktionieren einschränkten. Ihr Augenmerk richtete sich auf die seelische Gesundheit des Kindes, welche nur durch einen engen emotionalen Kontakt mit seinen Bezugspersonen gesichert werden kann. „Nähe statt Distanz“ lautete das Programm aus der Sicht der Psychoanalyse.

Als Anna Freud (1895–1982) im Jahre 1952 an der Western Reserve University in Cleveland (Ohio) vor jungen Medizinstudenten einen Vortrag über die Bindungsfähigkeit zwischen Mutter und Säugling gleich nach dessen Geburt hielt, erschienen die Ergebnisse ihrer Säuglingsbeobachtungen beinahe als revolutionär. Anna Freud gab deutlich zu verstehen, wie unsinnig und unverantwortlich ein strikt reglementierter und stark objektivierter Pflege- und Erziehungsumgang zwischen Mutter und Kind ist. Die Mutter kenne ihr Kind am besten und solle sich daher im Interesse des Kindes an seinen Bedürfnissen orientieren. Ihr Argument lautete: „Wo aber die objektive Methode den geschulten Beobachter im Stich lässt, entwickelt die ungeschulte Mutter auf Grund ihrer subjektiven Gefühlsbindung an den Säugling ein Ohr für seine Bedürfnissprache. Für sie klingt der Schrei des hungrigen Kindes anders als sein Schreien aus Müdigkeit oder Schmerz.“ (Freud 1965, S. 75)

Statt sich beim Stillen einem getakteten Stundenplan zu unterwerfen, plädierte Anna Freud, wie es breitenwirksam auch schon 1945 (!) der nordamerikanische Kinderarzt Dr. Benjamin Spock (1903-1998) in seinem Buch „Baby and Child Care“ (dt. „Säuglings- und Kinderpflege“ 1986) für die nordameri-

kanischen Säuglinge einforderte, für ein Stillen nach Bedarf des je individuellen Kindes (Gebhardt 2007). Dieses „feeding on demand“ sollte sich allein am Hungergefühl des Säuglings orientieren, ohne auf objektiv einzuhaltende Pausen zu achten. Zwar war diese Forderung ein entscheidender Schritt in Richtung auf die Anerkennung des einzelnen Kindes, jedoch blieb sie bei Anna Freud noch mit einer Einschränkung verbunden. So vertrat sie in dem genannten Vortrag die These, dass die Mutterbrust ausschließlich nur zum Zwecke der Nahrung gereicht werden dürfe. Allerdings komme der Brust hinsichtlich der reinen Nährfunktion keine exklusive Rolle zu. Das Fläschchen könne beim Säugling ähnlich lustvolle Empfindungen und ähnlich emotionale Befriedigungen zwischen Mutter und Kind auslösen wie die Mutterbrust. Statt leere Diskussionen über Brust oder Flasche zu führen, wies Freud darauf hin, worauf es wirklich ankomme: auf die mütterliche Liebe, welche das Kind beim Fütterungsvorgang spürt, egal ob es an der Brust oder an der Flasche saugt. Das Reichen der Mutterbrust allein sei längst noch kein hinreichender Beweis von mütterlicher Liebe. So lieblos einmal die mütterliche Brust dem Kind zum Trinken gegeben werden kann, so liebevoll kann ein andermal die Mutter ihren Säugling mit der Flasche ernähren. Damit fokussierte Anna Freud den Blick auf das beim Füttern des Säuglings Essentielle: die mütterliche Liebe. Nur sofern das Kind diese Liebe erfährt – ob an der Brust oder durch die Flasche –, könne es selbst eine Liebesbeziehung zur Mutter aufbauen. „Wenn aber die Mutter als Versorgerin nur gleichgültig versieht oder zu viele Ersatzpersonen an ihre Stelle treten lässt, dann wird die Wandlung der ersten materiellen ‚Liebe durch den Magen‘ zu einer echten, dauernden Liebesbeziehung lange auf sich warten lassen. Ein schlecht gepflegter Säugling konzentriert seine Sorge ganz auf seine Befriedigungen und versäumt es, den wichtigen Schritt von der materiellen Abhängigkeit zur echten Liebesbindung zu machen.“ (Freud 1971, S. 92) Wenn der Säugling anfänglich die Mutter mit der Brust bzw. mit der Flasche identifiziert, so identifiziert er umgekehrt die Brust oder die Flasche mit seiner Mutter. Mit dieser Analogisierung machte Anna Freud deutlich, dass die frühkindliche Ernährung weit mehr ist als die bloße Stillung des Hungergefühls. Mit der Nahrung wird für das Kind zugleich Zuwendung, Emotion und Bindung transportiert und imaginiert. Denkt man diesen Gedanken zu Ende, dann macht es hinsichtlich der mütterlichen Liebe und Zuwendung keinen entscheidenden Unterschied, ob das Kind an der Brust oder mit der Flasche ernährt wird. Zugespitzt formuliert: Die auf das Kind wirkende mütterliche Atmosphäre ist weitaus wichtiger als das Medium, durch welches die Milch fließt und seinen Hunger sättigt.

Neben Anna Freud hat auch Melanie Klein (1882–1960) – ebenfalls im Anschluss an Vorarbeiten von Sigmund Freud – auf die starke emotionale Beziehung von Mutter und Kind während des Stillens und das damit einhergehende kindliche Gefühl von Schutz und Geborgenheit abgehoben. Melanie

Klein, die ihren klinischen Blick vor allem auf die Psychogenese manisch-depressiver Zustände im Zusammenhang mit der frühkindlichen Ich-Entwicklung gerichtet hat, hat die frühkindliche Entwicklung besonders vom Gesichtspunkt der Objektbeziehungen, genauer: vom „Ineinanderwirken von Introjektion und Projektion“, betrachtet. In ihrem 1958 erschienenen Aufsatz „Über das Seelenleben des Kleinkindes. Einige theoretische Betrachtungen“ hat sie die Beziehung des Säuglings zur Brust seiner Mutter thematisiert und aufgezeigt, wie dieser zu jener ein „gutes“ bzw. „böses“ Verhältnis aufbauen kann. Dieses Verhältnis zwischen Kind und Mutterbrust wird für Melanie Klein zu dem elementaren Verhältnis schlechthin, schafft es doch die erste Objektbeziehung im Leben eines Kindes. Diese Beziehung wirke für die weitere Ich-Entwicklung des Kindes leitend und bestimmend. Ob in den späteren Lebensjahren des Kindes libidinöse oder aggressive Triebe – vereinfacht gesagt: Liebe oder Hass – dominieren, hängt für Melanie Klein entscheidend davon ab, ob die Mutterbrust qua erstes Objekt als gut oder als böse erfahren wurde. Was später als „Liebesverlust“ empfunden wird und zur kindlichen Depression führen kann, wird nach Melanie Klein durch das Gefühl des frühkindlichen Individuums bestimmt, beim „In-sich-Aufnehmen“ des guten Objekts versagt oder es niemals sicher genug besessen zu haben. Dazu schreibt Klein eindringlich: „Die verschiedenen Faktoren, die das Gefühl des Kindes, befriedigt zu sein, darstellen, wie Hungerstillung, der Genuss des Saugaktes, die Befreiung von Unbehagen und Spannung, d.h. von Versagungen, und das Erlebnis, geliebt zu werden – alles das wird der guten Brust zugeschrieben. Demgegenüber wird die böse Brust für jede Versagung und jedes Unbehagen verantwortlich gemacht.“ (Klein 1962, S. 148)

Wird die Mutterbrust im Medium der Versagung als böse oder als bedrohlich empfunden, kann das Kind auf diese vermeintliche Bedrohung sogar mit sadistischen Zerstörungsphantasien reagieren. In diesen „Zerstörungsphantasien beißt, zerreißt, verschlingt und vernichtet es die Brust, aber es fühlt, daß die Brust es in derselben Weise angreift.“ Werden das kindliche Zerstörungsverlangen und jene Triebe stärker, dann „[...] greift das Kind in seiner Vorstellung die Brust mit giftigem Urin und explosivem Stuhl an und erwartet deshalb, daß sie sich auch ihm gegenüber giftig und explosiv verhält. Die Einzelheiten seiner sadistischen Phantasien bestimmen den Inhalt seiner Furcht vor inneren und äußeren Verfolgern, in erster Linie der sich rächenden (bösen) Brust.“ (Klein 1962, S. 148)

Während der Säugling also anfänglich die Mutter selbst mit einer guten oder bösen – je nach gelungener oder misslungener Triebbefriedigung – Brust assoziiert und mit dieser identifiziert, löst sich diese Gleichsetzung im Verlauf der fortschreitenden intellektuellen und emotionalen Entwicklung (nach Klein ca. ab dem 4. Lebensmonat) des Kindes auf. Auch wenn für den Säugling weiterhin die Brust als Objekt die Hauptrolle spielen wird, so vermag es

die Mutter jedoch als eine außerhalb der Dominanz der Brust stehende Person zu erkennen.

An diesen psychoanalytischen Befunden von Anna Freud und Melanie Klein wird noch einmal übereinstimmend deutlich, dass für das Kind und seine Entwicklung die von der Mutter erfahrene Liebe weit wichtiger ist als die Frage nach Brust oder Flasche. Aber trotz dieser elementaren und wegweisenden Erkenntnis spricht sich Melanie Klein nicht unbedingt für eine gleiche Bewertung von Brust und Flasche aus. Ihre diesbezüglichen Äußerungen können für das Verständnis der Mutterrolle durchaus problematisch sein. Indem Klein die kindliche Entwicklung mit den Erfahrungen an der mütterlichen – guten oder bösen – Brust koppelt, lädt sie die Brust normativ und ideologisch enorm auf. Mit der Analogisierung von Brust und seelisch-emotionaler Kindesentwicklung eröffnet Klein einen neuen und wichtigen Verantwortungsbereich der Mutter und mit ihm die Potentialität von Schuldgefühlen. Deutlich wird dies, wenn Klein schreibt: „Die Erfahrung lehrt, dass häufig auch Kinder, die nicht gestillt worden sind, sich recht gut entwickeln. Dennoch wird man bei solchen Menschen in der Regel eine tiefe Sehnsucht nach der Brust feststellen, die nie erfüllt worden ist. [...] Man darf sagen, dass [...] ihre Entwicklung anders und auf die eine oder andere Weise besser verlaufen wäre, wenn man sie gestillt hätte. Andererseits schließe ich aus meiner Erfahrung, dass Kinder, die eine Fehlentwicklung aufweisen, obwohl sie gestillt worden sind, ohne die natürliche Ernährung noch kränker geworden wären.“ (zit n. Badinter 1981, S. 250)

Melanie Klein entwarf diesen Gedanken also aufgrund der Annahme einer kausalen Beziehung zwischen Nahrung und Brust und der Ansicht, nur eine stillende Mutter könne eine emotionale Beziehung zu ihrem Kind aufbauen und umgekehrt. Dieses naturalistische Kausalverständnis sollte jedoch bald korrigiert und dabei erneut gezeigt werden, dass mehr als die mütterliche Brust als solche die mütterliche Zuwendung und Liebe entscheidend für die kindliche Entwicklung sind und nicht die Muttermilch oder das Saugen an sich.

In diese Richtung wiesen vor allem die Untersuchungen des Verhaltensforschers Harry Harlow (1905-1981) an der Universität von Wisconsin seit den 50er Jahren. Durch Tierversuche mit kleinen Rhesusaffenbabys konnte Harlow zeigen, dass man das Bedürfnis des „Säuglings“ nach Kontakt zu einer ihm vertrauten Person von seinem Bedürfnis nach Nahrung deutlich unterscheiden müsse. Indem Harlow den Babys die Wahl zwischen einer mit Fell und Stoff überzogenen weichen und kuscheligen „Ersatzmutter“ ohne Zitzen und einer „Ersatzmutter“ aus blankem Drahtgestell aber mit Saugvorrichtung anbot, wurde auf überraschende Weise ersichtlich, zu welcher „Mutter“ die Babys freiwillig gingen. Der Vorzug galt eindeutig der weichen und warmen Mutter; lediglich zum schnellen Trinken lief das Affenbaby

rasch zum Drahtgestell, um dann aber sofort wieder Kontakt zur Fellmutter aufzunehmen. Aus diesen Untersuchungen schloss Harlow, dass für die affektive und emotionale Entwicklung des Babys das Saugen an der Mutterbrust nebensächlich ist. Sicherheit, Nähe und Geborgenheit sind für das kleine Kind die Hauptsache (Harlow 1972).

Thematisch damit verwandt, hat vor allem John Bowlby (1907-1990) nachdrücklich aufgezeigt, welche große existentielle Bedeutung eine Bezugsperson für das kindliche Aufwachsen hat, insbesondere in emotionaler und psychischer Hinsicht. Bowlbys Untersuchungen konnten belegen, dass Kleinkinder in dem Moment anfangen, ihre Umwelt zu erkunden und zu entdecken, in dem sie sich geborgen und geschützt fühlen. Je sicherer das Baby die Beziehung zu einer ihm vertrauten Bezugsperson empfindet, desto freier und selbstständiger wird es seine Umgebung wahrnehmen und an ihr reifen können.

Diese Untersuchungen stehen exemplarisch für einen Wandel in der Betrachtungsweise des kleinen Kindes. Weit entfernt von der alten Vorstellung, das Neugeborene sei bei seiner Geburt ein unbeschriebenes weißes Blatt, das im Laufe seiner Erziehung und Sozialisation (passiv) von außen beschrieben wird, dominiert hier die Einsicht in die kognitiven, emotionalen und sozialen (aktiven) Fähigkeiten des Kleinkindes. Nicht der passive und bindungsunfähige Säugling liegt dort in seiner Wiege, sondern vielmehr kommt jetzt die Rede vom „kompetenten“ Säugling auf (s. dazu Dornes 1998). Der wechselseitige Beziehungs- und Bindungsaufbau zwischen Mutter und Kind wurde dann im Verlauf der 1960er Jahre zum Signum einer fortschrittlichen und liberalen Gesellschaft und gab einen leichten Anstoß zu einer in Pflege und Erziehung veränderten Sicht auf das Kind sowie auf den Umgang und das Verhalten zwischen den Generationen.

Exkurs: Maternalismus oder der rückwärtsgewandte Humanismus

Die hohe Gewichtung der emotionalen Bindung innerhalb der Beziehung von Mutter und Kind fußt auf einer gewandelten anthropologischen und erziehungstheoretischen Sichtweise. Bindung zielt auf ein stark emotionales und vor allem individuelles Verhältnis und erfordert von der Mutter ein zugewandtes und gefühlvolles Eingehen auf ihr Kind. Angesichts dieses Paradigmenwechsels könnte man leicht vermuten, dass damit der Diskurs über die frühestkindliche Ernährung beendet wäre. Denn welche Rolle spielt dann noch das Ernährungsmedium, also Brust oder Flasche, wenn der Liebe und Zuneigung der Mutter so eindeutig der Vorrang gegeben wird? Oder sollte es ernsthaft weiterhin Vertreter geben, die behaupten, die Liebe der Mutter könne nur durch ihre Milchdrüsen fließen? Damit würde ja der alte Vorwurf

erneut aufleben, eine das Kind künstlich ernährende Mutter sei per se eine lieblose Rabenmutter?

Wenn für die seelische, emotionale und kognitive Entwicklung des Kindes der enge (Haut-)Kontakt und die intensive Zuwendung der Mutter zu ihrem Kind als entscheidend angesehen werden, dann sollte man daraus durchaus folgern, dass sich diese Zuwendung weder nur durch die Brust noch nur durch die Flasche zeigen ließe, wie umgekehrt weder Brust noch Flasche als solche diese Zuwendung zu garantieren vermögen. Zwar fordert das Ideal „Beziehung“ der Mutter sowohl einen enormen zeitlichen als auch emotionalen Aufwand für das Wohl ihres Kindes ab, das Stillen als solches dürfte damit aber an Bedeutung verloren haben und die Mutter könnte sich (endlich) frei und selbstbewusst zwischen beiden Ernährungsmedien entscheiden. Oder etwa doch nicht?

Ein neues Kapitel der Stillgeschichte führt in eine ganz andere Richtung: Als sich im Jahre 1956 die beiden nordamerikanischen (und katholisch erzkonservativen) Mütter Mary White und Marian Thompson zu einem Picknick in der Nähe Chicagos trafen, gaben sie auf die Frage nach Brust oder Flasche eine Antwort, welche das Leben vieler Mütter zukünftig entscheidend bestimmten sollte: Ausschließlich durch das Selbststillen könne sich eine echte Beziehung zwischen Mutter und Kind aufbauen und allein das Stillen sei authentischer Ausdruck des Liebevollen.

Mit diesem Rückgriff auf die vermeintliche Natur des Weiblichen begründeten White und Thompson erneut die Pflicht einer jeden Mutter zum Stillen. Die Forderung war nichts Neues; genaugenommen hat mit diesem Postulat die Kulturgeschichte des Stillens schon vor rund 2500 Jahren begonnen. Das wirklich Interessante und zugleich Fragwürdige ist vielmehr, dass Mary White und Marian Thompson die Reduzierung der Frau auf ihre biologische Natur als die neue und wahre Befreiung der Frau anpriesen. Während man bis dahin stets die Emanzipation der Frau aus ihren biologischen Fesseln gefeiert hatte, drehten diese beiden Frauen, um im Bild zu bleiben, die Lanze um. In der stillenden Mutter als Ausdruck von Mütterlichkeit par excellence sahen sie nicht die Inkarnation eines rückwärtsgewandten Naturalismus und Traditionalismus, sondern umgekehrt die Verwirklichung eines vorwärtsgewandten und revolutionären Humanismus.

Diese persönliche Sichtweise behielten Mary White und Marian Thompson nicht für sich. Ihre anfängliche Privatmeinung wurde rasch zu einer breitenwirksamen öffentlichen Botschaft an alle werdenden Mütter rund um den Globus. Noch im gleichen Jahr kam es zur Gründung der sog. „La Leche League“. In mystifizierender Anlehnung an eine spanische Madonnenstatue, welche der Überlieferung nach über eine glückliche Entbindung wacht und die Mutter anschließend ausreichend mit Milch beschenkt, ideologisierten und promulgierten die Vertreterinnen der Milchliga das Bild der guten Mutter als

stillende Mutter, welche allein den vitalen Bedürfnissen des Kindes entsprechen könne.

Die Verbreitung ihrer frohen Botschaft sollte nach dem Willen der Gründerinnen über lokale Stillgruppen mit ausgebildeten Still- bzw. Laktationsberaterinnen erfolgen. In diesen Gruppen treffen sich stillfreudige Mütter zum ungezwungenen Erfahrungsaustausch, und noch nicht Stillwillige sollen dort vom „Wunder des Stillens“ überzeugt werden. So liest man in dem von der La Leche League verbreiteten Ratgeber: „Kein Buch über Stillen kann das Gespräch mit einer erfahrenen Mutter und den Anblick ihres zufriedenen Babys ersetzen. Wenn sie eine Frau kennen, die es genießt, Mutter zu sein, dann haben Sie Zugang zu einem unversiegbaren Quell von Informationen und Anregungen. [...] Von Mutter zu Mutter schaffen Sie sich Ihren eigenen Rückhalt und somit günstige Bedingungen für volle mütterliche Zuwendung.“ (La Leche League 1986, S. 59)

Der 1958 publizierte Stillratgeber „The Womenly Art of Breastfeeding“ (dt. „Handbuch für die stillende Mutter“ 1981) kann heute als *das* Manifest dieser maternalistischen Frauenbewegung und gleichzeitig als Kampfschrift gegen jede Art von künstlicher Säuglingsnahrung betrachtet werden. Mit deutlicher Positionierung geht es nicht darum, welche Art von Nahrung aus ernährungswissenschaftlicher Sicht tatsächlich die beste für das Kind ist, sondern um die Statuierung der Mutter als stillende Mutter und um die Etablierung eines neuen gesellschaftlichen Bildes des Frau. Der Ratgeber ist selbstverständlich rundum von der Überzeugung getragen, dass ausschließlich das Stillen den „Schlüssel zu einfühlsamer mütterlicher Zuwendung“ darstelle (La Leche League 1986, S. 55). Nirgendwo sonst könne das Kind die Nähe der Mutter so intensiv spüren und ihr so tief in die Auge schauen wie im Moment des Saugens. Wie aber sollten Nähe und Wärme an der mütterlichen Brust erfahren werden, wenn das Stillen nach einem objektiven Zeitplan erfolgt und das Saugen streng reglementiert wird? Die Vertreterinnen der Milchliga verwerfen die sich hartnäckig behauptende Taktung und plädieren für ein Stillen rein nach Bedarf und Verlangen des Kindes. Nicht nur müsse das Kind über seine Trinkzeiten, sondern ebenso über die Dauer des Trinkens entscheiden können. Selbst zum Saugen um des reinen Saugens willen solle die mütterliche Brust dem Kinde so oft wie möglich gereicht werden. Was in (West-)Deutschland damals noch als schädlich und ungesund für das Kind angesehen wurde, wurde in Nordamerika längst praktiziert: „Feeding on demand“, und zwar sofort nach der Geburt und nicht erst nach zwölf abstinenten Lebensstunden.

Sprechen deutsche Ratgeber auch von Stillschwierigkeiten und der unerlässlichen Pflicht, anfängliche Schmerzen der Brust „tapfer“ durchzustehen, kennt der Ratgeber der La Leche League nur die pure mütterliche Stillfreude und das reine Glücksgefühl des reichen Milchflusses. Von Schwierigkeiten ist